



# Carl Albert Loosli

## Aktuell

Nr. 6 / Herbst 2015

Verantwortlich für diese Ausgabe: Erwin Marti, Martin Uebelhart

## Eine polnische Studie über C. A. Loosli

Zwei Rezensionen

### «Ein Intellektueller im Narrenhabitus»

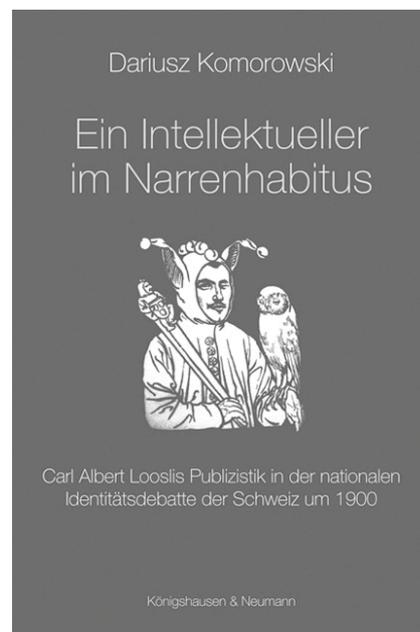
Dariusz Komorowski<sup>1</sup> grosse Abhandlung über C. A. Loosli als politischer Intellektueller

Von Martin Uebelhart, Oberwil-Lieli

Ein Intellektueller im Narrenhabitus? Loosli dürfte an diesem Titel seine Freude haben; er hat sich die „Narrenkappe“ des Satirikers bekanntlich oft genug selber aufgesetzt. Das Umschlagbild des Buches des polnischen Literaturwissenschaftlers *Dariusz Komorowski* zeigt ihn denn auch als Eulenspiegel, ein vom Maler und Loosli-Freund Rudolf Münger (1862-1929) für Loosli gestaltetes *ex libris*.

Komorowski schränkt den historischen Betrachtungsrahmen auf die Zeit „um 1900“ ein, doch seine transdisziplinäre Herangehensweise öffnet einen weiten Horizont. Es ist eine Zeit, in der vieles in Bewegung geriet. Die schweizerische Identitätsdebatte offenbarte Brüche zwischen politischen und kulturellen Zusammen- und Zugehörigkeiten. Das zeigte sich insbesondere in den Kontroversen des Verhältnisses zu Deutschland und zu Frankreich, so auch in der Heimatschutz- und Mundartbewegung, in denen sich Loosli engagierte. Es war eine Zeit, in der das Pressewesen in dem Sinne demokratischer wurde, als die Dominanz von urbanem Bildungs-

bürgertum und elitärer akademischer Gelehrsamkeit gebrochen und das, was man *Öffentlichkeit* nennt, durch bisher ausgeschlossene Gesellschaftsschichten erweitert wurde. Komorowski arbeitet sehr gut heraus, wie Loosli seine publizistische Rolle in dieser erweiterten Öffentlichkeit fand – als Dichter, eingreifender Berichterstatter, Feuilletonist ... und Satiriker. Komorowski stellt Loosli überzeugend als einen weltoffenen Regionalisten dar. Als entscheidenden Wendepunkt in Looslis intellektuellem Selbstverständnis benennt er dessen Reise nach Paris zur Zeit der Dreyfus-Affäre.



Dariusz Komorowski: *Ein Intellektueller im Narrenhabitus. Carl Albert Looslis Publizistik in der nationalen Identitätsdebatte der Schweiz um 1900.*

Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg, 2014.

244 Seiten, Broschur. € 34,00. ISBN 978-3-8260-5504-1

<sup>1</sup> Dariusz Komorowski, Germanist. 2005 Gründer und Leiter der Forschungsstelle für die Deutschschweizer Literatur an der Universität Wrocław (Polen). Seit 2005 Mitglied der Gesellschaft für die Erforschung der Deutschschweizer Literatur in Bern. Seit 2012 Leiter des postgraduellen Aufbaustudiengangs „Kulturmanagement in der Zusammenarbeit zwischen den Regionen der EU“ an der Universität Wrocław.

Komorowski zeigt die vielfältigen Facetten von Looslis Publizistik zwischen Tradition und Modernität, zwischen regionaler Verwurzelung und Welt-offenheit sorgfältig auf. Als Gegner der u. a. von Pfr. Eduard Blocher (Grossvater von Christoph Blocher) vertretenen pangermanischen Fraktion mit ihrem (nicht nur) kulturalistischen Deutschtum und ihrem Misstrauen gegen alles „Welsche“ nahm Loosli früh eine Position ein, die Carl Spitteler's *Unser Schweizer Standpunkt* von 1914 entsprach. Als Bilingue und in der Deutsch- und der Westschweiz vielfältig vernetzter Autor trat Loosli als Vermittler auf. So setzte er sich auch intensiv mit Überlegungen eines „esprit suisse“ von Westschweizer Intellektuellen auseinander.

Mit der von ihm zunächst geförderten Heimatschutzbewegung überwarf sich Loosli, weil er nicht ein heimattümelnd verklärendes Museum verwalten, sondern einen intakten Lebensraum gestalten wollte, was für ihn auch die Ächtung jeglichen Spekulantentums beinhaltete. Loosli betonte immer wieder, schreibt Komorowski, „dass die Pflege der Mundart und die Aktivitäten des Heimatschutzes nur dann sinnvoll sind, wenn sie gegenwartsbezogen sind und neuen Tendenzen gegenüber offen stehen.“

Looslis intellektuelle Souveränität zeigt sich auch darin, dass er nationalkonservative bürgerliche Tendenzen seiner Zeit kritisierte, das Bauerntum zu idealisieren, wie er auch eine Idealisierung der Gestalt des Arbeiters samt Konzepten einer „Diktatur des Proletariats“ verwarf. Reale Menschen und ihre soziale Wirklichkeit, nicht politische Mythen und Heroisierungen sind in Looslis an den universellen Menschenrechten orientierten Sicht relevant.

Komorowski hält abschliessend fest: „Als aus dem Volk stammender Autodidakt durchschaut und stellt er [Loosli] die Unmöglichkeit bloss, die komplizierte moderne Wirklichkeit dogmatisch zu deuten, da sie in ihrem Kern zu vielfältig ist. Gestützt auf die aufklärerische Tradition versucht er als Intellektueller, dem Volk die notwendige Bindung an eine regionale Heimat vernünftig zu begründen.“

„Vernünftig begründen“: Komorowskis fundierte Arbeit zeigt, dass man Loosli gerade auch mit Blick auf aktuelle „Identitätsdebatten“ wieder lesen sollte. Loosli, der *Intellektuelle im Narrenhabit*, hat „Heimatbewusstsein“ in der aufgeklärten, republikanischen Schweiz von 1848 verortet, nicht im Nebel kolportierter Geschichtsmythen. In diesem Sinne kann z. B. die Feuilletonsammlung *Bümpfiz und die Welt* (1906)<sup>2</sup> als programmatische Metapher verstanden werden, die Balance zwischen Heimatverbundenheit und Weltoffenheit zu finden.

---

<sup>2</sup> *Bümpfiz und die Welt. Demokratie zwischen den Fronten*. Werke Bd. 5. Hrsg. von Fredi Lerch und Erwin Marti. Rotpunktverlag, Zürich 2009.

## C. A. Loosli als junger Intellektueller

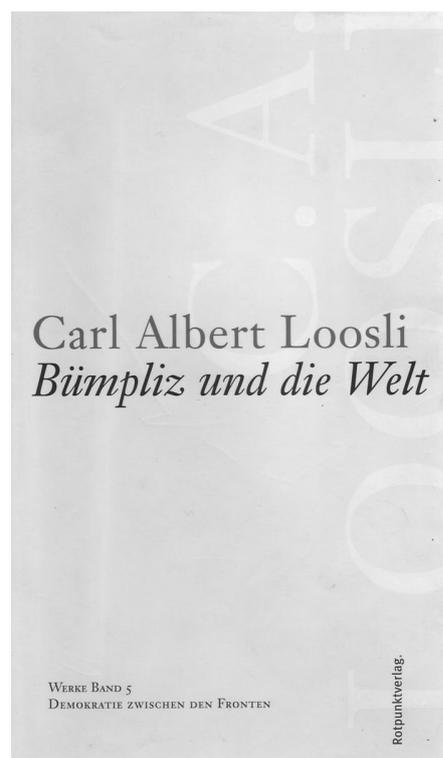
Von Fredi Lerch, Bern

---

Der polnische Germanist **Dariusz Komorowski** würdigt den Schriftsteller Carl Albert Loosli mit einer Studie als Intellektuellen, der vor 1914 trotz seiner pointierten Stellungnahmen zu aktuellen Debatten unabhängig zu bleiben versteht.

Eines der grossen Rätsel um Carl Albert Loosli (1877-1959) ist auch nach der Studie von Dariusz Komorowski nicht geklärt: Wie ist es möglich, dass ein Verdingbub wie Loosli, der bis 1897 in der Zwangserziehungsanstalt Trachselwald sitzt und im Herbst 1899 als Morphiumsüchtiger in die Irrenanstalt Waldau eingewiesen wird, trotzdem bereits ab 1900 journalistisch arbeitet, ab 1905 auch als regelmässiger Leitartikler, spätestens ab 1910 nebenbei anwaltschaftlich im Dienst der berühmtesten Kulturschaffenden des Landes, Carl Spitteler und Ferdinand Hodler – und daneben als Satiriker, Mundartpoet und Sachbuchautor jungverheiratet mit kleinen Kindern Manuskript um Manuskript fertig stellt (nicht alle sind gedruckt worden)?

Dieses Rätsel bleibt. Aber daneben hat Komorowski, der als Germanist an der Universität Wrocław (Breslau) lehrt, eine Studie vorgelegt, die die Publizistik des jungen Loosli ausserordentlich kenntnisreich in der damaligen intellektuellen Debatte um Modernität und nationale Identität verortet. →



## Der Feuilletonist im «Nicht-Ort»

C. A. Loosli arbeitet ab 1900 in Bern für verschiedene Blätter als Feuilletonist. Komorowski zeigt einleitend, dass er sich damit in die Tradition von Heinrich Heine stellt, der als Mitbegründer des modernen Feuilletonismus gilt. Heine plädierte für die Erweiterung des Begriffs des Poetischen im Sinn der Verbindung von Dichtung und Publizistik. Die subjektive kleine Form des Feuilletons, die sich daraus ergibt, baut nach Komorowski «das im Augenblick Erfahrene und Erlebte in einer Assoziationskette zu einer ästhetischen Form».

Originell ist Looslis Perspektive. Feuilletonismus steht damals für die Publizistik der grossen Blätter in den urbanen Zentren (allerdings hat auch Bern damals in der Person des «Bund»-Redaktors Joseph Victor Widmann einen international bedeutenden Feuilletonisten). Die tendenzielle Grossstadtperspektive des Feuilletons führt damals dazu, dass es die Provinz überspitzt zum Ort der Rückständigkeit und der Anti-Moderne macht. Komorowski weist nach, dass der pointierte Regionalismus, den Loosli in seinen Feuilletons vertritt, nicht provinziell, sondern Strategie ist: Loosli unterstreicht damit, dass kulturpolitisch gesehen der Regionalismus wichtiger ist als die Konstruktion der nationalen Identität der Schweizer (Frauen waren damals bei einer solchen Fragestellung noch nicht einmal mitgemeint). Komorowski: «Während die übergreifende 'Nationalisierung' der Identität die Subjekte zwingend verortet, ent-ortet Loosli sich selbst in einen intellektuellen 'Nicht-Ort'.»

## Der Intellektuelle mit der Narrenkappe

Komorowski attestiert dem jungen Loosli ein geradezu «souveränes Spiel mit der Öffentlichkeit». Als Feuilletonist habe er sich konsequent eine Rolle aneignet, mit der damals auch andere gespielt haben: die Rolle des Aufklärers im Gewand des «weisen Narren», die die europäische Publizistik seit Erasmus von Rotterdam («Lob der Torheit», 1511) und François Rabelais («Gargantua und Pantagruel», 1532) kennt.

Für Komorowski ist klar, dass Loosli «zum grossen Teil dank dem angenommenen Narrenhabitus» seine intellektuelle Souveränität verteidigt. So kann er «nicht nur das Philistertum in seiner Engstirnigkeit und Heuchelei kritisieren, sondern auch eine Distanz zu den ihm nahe stehenden sozialen Schichten des Bauerntums und der Arbeiterschaft bewahren».

Deprimierend aktuell – um ein Thema der damaligen Identitätsdebatte herauszugreifen – sind Looslis Stellungnahmen gegen den Entscheid der offiziellen Schweiz, mit der Einführung des 1. Augusts im Jahr 1891 die nationale Identität mit dem Mythenmüll von 1291 begründet zu haben anstatt mit der

historisch erwiesenen, republikanisch-demokratischen Tat der Bundesstaatsgründung von 1848. Komorowski: «In der Begegnung des heldengeschichtlich orientierten nationalen Diskurses mit dem Diskurs der Moderne sieht Loosli einen unüberbrückbaren Widerspruch.» Es ist der gleiche Widerspruch, den 1990 Niklaus Meienberg betont hat in seiner Stellungnahme gegen die «700-Jahrfeier» der Eidgenossenschaft; und es ist der gleiche, den heute HistorikerInnen gegen die 1315- und 1515-Rhetorik der SVP-Mythomanen geltend machen. «In seinem modernen Geschichtsverständnis», so Komorowski über Loosli, «verdankt die Eidgenossenschaft ihre Entwicklung und ihre kulturelle und nationale Souveränität nicht einem Wilhelm Tell, sondern dem realen Menschen, der imstande war und ist, frei zu denken und zu handeln.»

## Klar Gedachtes gegen «Literatur»

Das steht nicht in der Studie von Komorowski, aber man darf es nach ihrer Lektüre durchaus schliessen: C. A. Loosli war schweizweit einer der bedeutenden Autoren des 20. Jahrhunderts. Dummerweise gewichtet die Literaturgeschichte der Deutschschweiz so, dass dem Kanon der «Grossen» nur angehören kann, wer das klare Denken dem fiktiven Fabulieren untergeordnet hat. Deshalb spielt Loosli nur ausser Konkurrenz mit – umso mehr als seine «Vorstellung vom literarischen Schaffen», so Komorowski, «an der ersten Stelle dem ethischen und erst danach einem ästhetischen Prinzip untergeordnet» gewesen sei. Das hat natürlich gar nix mit richtiger Schweizer Literatur zu tun.

Folgerichtig ist C. A. Loosli nach der ausserakademisch initiierten Kampagne von 2006 bis 2009 unterdessen wieder ins Glied der Namenlosen zurückgetreten worden. Es ist kein Zufall, dass das – neben Erwin Martis (noch unabgeschlossener) Biografie – bedeutendste Stück Sekundärliteratur über C. A. Looslis (auch) literarische Bedeutung in Polen geschrieben worden ist.

PS. Vom 19. bis zum 21. August 2016 will die Stadt Bern das 1919 eingemeindete Dorf Bümpliz mit einem Stadtfest feiern (weil die erste urkundliche Nennung von «Pimpenymgis» auf das Jahr 1016 zurückgeht). Vorschlag: C. A. Loosli, den «Philosophen von Bümpliz», nicht vergessen!

Dieser Text erschien am 8. Juli 2015 im Journal B:  
<http://www.journal-b.ch/de/082013/kultur/2056/C-A-Loosli-als-junger-Intellektueller.htm>

# C. A. Looslis «Die Schattmattbauern» im Theater

Hansueli Mutti im Gespräch mit dem Regisseur Marcel Reber

*Hansueli Mutti: Wie, wann und warum sind Sie auf Carl Albert Loosli gestossen? Was fasziniert Sie an seiner Persönlichkeit, an seinem Werk?*

*Marcel Reber:* Ich bin Loosli vor vielen Jahren erstmals in einigen seiner Gedichte begegnet, die mich durch ihren Kontrast von Volkstümlichkeit – nicht Volkstümelei – in Sprache und Inhalt und zum Teil klassisch formaler Strenge faszinierten. Die Beschäftigung damit hat mich zum Autor und seinem weiteren Werk geführt. Beeindruckt hat mich darin das Miteinander von Feinfühligkeit und unerschrockenem sozialem und politischem Engagement.

*Warum gerade „Die Schattmattbauern“?*

Konkreter Anlass war eine Anfrage von Peter Leu, Produzent und Regisseur des Freilichttheaters Moosegg, der mit der Idee an mich herantrat, den Roman zu dramatisieren.

Ich sagte ohne langes Überlegen zu. Die Geschichte enthält starkes dramatisches Potenzial für den Spannungsaufbau, die Handlungsführung und die Charakterzeichnung. Stichworte: der rätselhafte Tod des alten Bauern und die sich daraus ergebenden Fragen nach dem tatsächlichen Geschehen; der schleichende psychische Verfall von Fritz Grädel und seine Auswirkungen auf die Umgebung, insbesondere seine Frau; die Rolle der Dorfleute, die dem Verdächtigen wohlgesinnt sind und trotzdem mitverantwortlich werden für seinen Untergang.

*Welche Themen/Texte/Werke von C. A. Loosli könnten neben den Schattmattbauern dramaturgisch umgesetzt und auf die Bühne gebracht werden?*

Ich habe an einer Umsetzung des Romans „Es starb ein Dorf“ herumstudiert, bisher allerdings ohne die Idee weiter zu verfolgen.

Aus Looslis Biografie böte zum Beispiel der „Gotthelfhandel“ reichlich Stoff für ein Bühnenstück.

Faszinierend fände ich auch die Idee, eine Auswahl von Gedichten in einer szenischen, eventuell musikalisch unterstützten Form auf eine Kleinbühne zu bringen. Voraussetzung wäre, dass die lyrische Sprachkraft Looslis durch die Inszenierung nicht überlagert, sondern hervorgehoben wird.

Losgelöst von der Person Looslis gibt es natürlich in seinen sozialkritischen Schriften viel Grundlagematerial für dramatische Gestaltung.

*Welchen zentralen Herausforderungen sahen Sie sich bei der „Verwandlung“ des Loosli-Textes in eine Bühnenfassung gegenüber? Was ist Ihnen – aus Distanz betrachtet – gelungen, wo sehen Sie (im*

*Hinblick auf eine dritte „Auflage“) Entwicklungspotenzial – wenn überhaupt?*

Erste und zugleich grosse Herausforderung war es, aus dem vielschichtigen Handlungsgefüge des Romans einen möglichst klaren Bauplan für das Stück herauszulösen. Das bedingte gleich zu Beginn grundsätzliche, im Verlauf der Arbeit immer wieder zu überprüfende und zu ergänzende Entscheidungen bezüglich Gewichtung, Handlungsschwerpunkten, Weglassungen usw. - immer mit dem Ziel, möglichst viel von der Substanz des Romans zu erhalten.

Anspruchsvoll war auch der Umgang mit gewichtigen und daher für das Stück unverzichtbaren Teilen des Romans, die sich nicht für die Darstellung auf der (Freilicht-)Bühne eignen - wie etwa die Schilderung des Grädel-Prozesses - oder die schlecht in den Stückaufbau passen, wie der umfangreiche Rückblick auf die Jugend des alten Röstli als Erklärung für sein späteres Wesen und Handeln.

*Bringe man einen Roman von Loosli auf die Bühne, so sei dies immer nur ein Abglanz vom Original, werden sie im Bericht der BZ vom 30.3.15 zitiert.*

*Wie präzisieren Sie diese Aussage?*

Looslis Roman ist reich an detaillierten Beschreibungen und Schilderungen, die der Handlung ein solides Fundament geben. Man denke etwa an die Beschreibung des Dorfes Habligen, des Schattmattthofs, an die Schilderung der ersten Vorkerungen am Tatort. Durch die formale Reduktion auf den Dialog und den Zwang zu Straffung und Verdichtung des Handlungsgefüges geht unweigerlich ein Teil der Substanz verloren. Eines der Hauptziele muss es daher sein, diesen Verlust möglichst zu minimieren.

*Moosegg 2003 – Toffen 2015: Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Stück und in Ihrer Arbeit als Bearbeiter des Textes bzw. als Regisseur?*

Im Roman nimmt die minutiöse Schilderung des Prozessverlaufs einen zentralen Platz ein. Für die Freilichtfassung griff ich dafür auf die antike Form der „Mauerschau“ zurück: Augenzeugen berichten den nicht dabei Gewesenen vom Geschehen. Für die Innenbühne hätte ich den Prozess gerne als Szene dargestellt. Dadurch wäre jedoch, wie ich bald merkte, die Struktur des Stücks auseinandergefallen; ich musste es bleiben lassen. Eine „technische“ Herausforderung war die Gestaltung der Schlusszene, in welcher dem Publikum gezeigt wird, was in jener Nacht wirklich geschehen ist. Im

Freilichttheater lässt sich dies dank der Weite des Spielgeländes auf befriedigende Art lösen. Auf einer Innenbühne ist eine glaubwürdige Darstellung schwieriger. Ich habe in meiner Inszenierung eine Filmszene integriert, keine optimale, aber wie sich gezeigt hat, doch befriedigende Lösung.

Hauptunterschied der Regiearbeit: Das Geschehen auf einer Saalbühne spricht das Publikum auf eine ganz andere Weise an als in der Weite eines Freilichtgeländes. Die Freilichtbühne erfordert Stimmaufwand, weite Gänge, breite Gestik; der Regisseur muss häufiger zum breiten Pinsel greifen. Auf der Innenbühne rückt das Geschehen näher an das Publikum heran. Da ist mehr Feinarbeit gefragt, kleinere Gestik, differenziertere Töne; die Mimik gewinnt an Bedeutung; alles wird konzentrierter, intimer; es gibt weniger optische Ablenkung. Beide Formen haben ihren eigenen Reiz.

*Wie verteilen Sie die Rollen: nach definierten Kriterien, einem bestimmten Anforderungsprofil oder nach Gespür? Wer (Beruf) spielt was (Theaterrolle)? Ist es schwierig (oder schwieriger geworden), geeignete Schauspieler zu finden? Mangel oder Warteliste?*

In Toffen stellte ich das Stück mit Inhaltszusammenfassung und Rollenbeschreibung an einer Informationsveranstaltung vor. Spielinteressierte konnten sich danach mit Rollenwünschen in eine Liste eintragen. Aufgrund dieser Liste, meiner eigenen Überlegungen und der Erkenntnisse aus einer Castingveranstaltung besetzte ich dann die Rollen. Dabei kam mir zugute, dass ich einen grossen Teil der Spielerinnen und Spieler von früheren Inszenierungen her bereits kannte. Wo Wünsche nicht erfüllt werden konnten, habe ich meine Entscheidung möglichst einleuchtend begründet. Da dem Verein etwas weniger Leute zur Verfügung standen als das umfangreiche Rollenverzeichnis des Stücks erfordert, ging ich vor Beginn der Probenarbeit das Stück noch einmal durch und nahm Textstreichungen oder -umverteilungen vor. So konnte ich einige Kleinrollen einsparen und dafür andere textlich aufwerten.

*Was hat sich seit 2003 generell in der Amateur-Theaterszene verändert? Welche Entwicklungen begrüssen Sie als Regisseur, welchen stehen Sie eher skeptisch gegenüber?*

In der Schweiz wird Amateurtheater auf beachtlich hohem Niveau geboten. Dazu trägt unter anderem das breit reichhaltige Kursangebot bei. Öffentlichkeitsarbeit und Reservationssysteme sind auf dem Weg zur Professionalisierung. Die Ansprüche der Theatervereine an die eigene Leistung sind gewachsen, und damit steigt auch die Erwartungshaltung des Publikums.

Diese an sich erfreuliche Entwicklung hat aber auch ihre Kehrseite: Im Bestreben das Niveau zu erhalten oder weiter anzuheben, setzen manche Vereine allzu sehr auf erfahrene Kräfte, kommen minder begabte Leute oder AnfängerInnen weniger zum Zug, nehmen Regisseure „ihre“ Spieler(-innen) von Inszenierung zu Inszenierung mit und spielen begehrte Leute andernorts, von sich aus oder von anderen Vereinen abgeworben.

Im Freilichtsektor ist es – gerade im Kanton Bern – erstaunlich und erfreulich, dass trotz steigender Anzahl Produktionen die Aufführungen in der Regel gut bis sehr gut besucht sind. Allerdings genügt es nicht mehr, gutes Theater anzubieten. Die Produktion muss zum Event ausgebaut werden, mit breitem Konsumationsangebot und Begleitveranstaltungen wie Ausstellungen oder Marktbetrieb und so weiter. Offenbar entspricht dies mittlerweile den Erwartungen des Publikums, und solange die eigentliche Aufführung nicht zur Nebensache verkommt, lässt sich als Regisseur ja auch damit leben.

**Marcel Reber**, geboren und aufgewachsen in Muri bei Bern, studierte an der Universität Bern Germanistik und Latein. Private Schauspiel- und Sprechausbildung, danach vielseitiges Engagement in der Berner Kleintheaterszene. In seinem Wohnort Laupen, wo er bis 2000 an der Oberstufe Sprachfächer unterrichtete, wirkte er in der Leitung des Theaters „die Tonne“ mit, arbeitet als Regisseur aber auch mit Gruppen zusammen. Als Kabarettist hat er zahlreiche Programme geschrieben und inszeniert. Seit 1999 leitet er das Cabaret *ScherzGrenze*. Daneben tritt er auch solistisch auf. Er ist Autor mehrerer Theaterstücke und war lange Zeit Fachreferent für Schul- und Jugendtheater am Medienzentrum der pädagogischen Hochschule Bern.

Er inszenierte beim THEATER TOFFEN bereits drei Werke: 2003 „Familie Gschäft“; 2006 „Ufem Wäg“ – historisches Freilichtspiel; 2011 „TELE sixty-nine“.

## „Die Schattmattbauern“ am Radio SRF 1

„Die Schattmattbauern“ gibt es auch als Hörspiel. Radio SRF 1 strahlt am 9., 16. und 23. November 2015, jeweils um 14.00 Uhr, die Hörspielfassung von **Paul Niederhauser** und **Buschi Luginbühl** aus.

# Der ausserordentlichste Professor der Uni Bern

Von Fredi Lerch, Bern

Am 4. Juni vor fünfzig Jahren ist Jonas Fränkel gestorben. Er war ein bedeutender Schweizer Philologe, a. o. Germanistikprofessor an der Universität Bern und ein mutiger Patriot in schwieriger Zeit, der als «Ostjude» ausgegrenzt blieb.<sup>3</sup>



Jonas Fränkel (12.8.1879 - 4.6.1965). (Foto: zvz.)

4. Juni 1965, Bahnhof Brig. Von Mailand her fährt ein Schnellzug ein. Ein betagter Mann steigt am Arm seiner Tochter aus und steuert eine Telefonkabine an. Er kramt Münz aus dem Portemonnaie und ruft seine Frau an um ihr mitzuteilen, wann man voraussichtlich zuhause in Hünibach eintreffe. Kaum hat er aufgehängt, bricht er vor der Kabine zusammen und bleibt leblos liegen. Seine Tochter, eine Ärztin, reagiert sofort. Zusammen mit einem herbeigeeilten Sanitäter versuchen sie in den nächsten Minuten, den Mann wiederzubeleben. Erfolglos. Das Portemonnaie, das ihm beim Sturz entfallen sein muss, bleibt danach verschwunden. So erzählt Salomo Fränkel heute, wie vor fünfzig Jahren sein Vater gestorben ist.

## Der Gottfried Keller-Handel

Jonas Fränkel (\* 1879) kommt aus Krakau und promoviert 1902 an die Universität Bern über die

Dramentechnik des Romantikers Zacharias Werner. Nach Jahren in Zürich und Berlin, wo er insbesondere als Herausgeber von Goethe-Briefen und der Lyrik Heinrich Heines hervortritt, kehrt er 1909 nach Bern zurück, habilitiert sich und wird 1919 zum ausserordentlichen Professor ernannt, was er bis zu seiner Pensionierung 1949 bleibt. 1920 bürgert er sich ein.

Bis heute haftet Fränkel das Image einer verkrachten Existenz an. Wahr ist, dass er seit den frühen zwanziger Jahren immer mehr zur tragischen Figur der Deutschschweizer Philologie wurde, weil er gegen professorales Banausentum und eidgenössischen Chauvinismus für seine Ziele – die Herausgabe einwandfreier Editionen der Werke Gottfried Kellers und Carl Spittlers – gekämpft hat. Und wahr ist, dass Fränkel schliesslich im Kampf gegen akademischen Antisemitismus und nazifreundlichen Opportunismus unterlegen ist: Zwischen 1926 und 1939 bringt er als Herausgeber siebzehn Bände einer kritischen Gottfried Keller-Ausgabe heraus. Danach wird ihm, wie er es später in einem Brief formuliert, die Ausgabe «von der Zürcher Regierung auf Druck der Nazi entrissen». Tatsächlich weigert sich Deutschland seit 1935 zunehmend, die Keller-Edition eines Juden in den Buchhandlungen aufzulegen. Nach Fränkels Rauswurf als Herausgeber wird die Edition von Carl Helbling, einem aus Nazisicht „arischen“ Zürcher Gymnasiallehrer, abgeschlossen.

Es gibt noch einen zweiten Grund, warum die Zürcher Regierung Fränkel als Keller-Herausgeber 1939 weg haben will. In diesem Frühjahr erscheint von ihm ein Buch, das zweifellos zu den mutigsten gehört, die damals im Dienst einer antifaschistischen Geistigen Landesverteidigung geschrieben worden sind. Es heisst «Gottfried Kellers politische Sendung»<sup>4</sup> und ist als doppelcodierter Text eine literarische Meisterleistung: Während Fränkel sich auf der ersten Ebene kenntnisreich mit Kellers Verhältnis zu Deutschland um 1848 auseinandersetzt, finden sich auf einer zweiten immer wieder Formulierungen, die sich als Kritik am nationalsozialistischen Deutschland von 1939 lesen lassen. Beispiel: «Der Schmerz über das nicht von fremden Bedrückern, vielmehr von einheimischen Tyrannen geknechtete deutsche Volk bäumt sich in den Gedichten des jungen Gottfried Keller auf [...]: 'Was scheret uns ein freies Land, / Wenn, die drin

<sup>3</sup> <http://www.journal-b.ch/de/082013/kultur/2017/Der-ausserordentlichste-Professor-der-Uni-Bern.htm>

<sup>4</sup> Jonas Fränkel: *Gottfried Kellers politische Sendung*. Zürich/New York, Verlag Oprecht & Helbling, 1939.

wohnen, Knechte sind?») (S. 35). Mit soviel suggestiver Anti-Hitlerei will die Zürcher Regierung wenige Monate vor dem Beginn des Zweiten Weltkriegs nichts zu tun haben.

### Der Carl Spitteler-Handel

Ab 1907 bis zum Tod des Schriftstellers Carl Spitteler Ende 1924 ist Jonas Fränkel nicht nur dessen Freund, sondern auch dessen Erstleser und redaktioneller Mitarbeiter einiger jener literarischen Werke, für die Spitteler 1919 den Literaturnobelpreis erhält – und zwar nicht einfach so. 1933 führt der Schriftsteller C. A. Loosli in seinem Vortrag «Spittelers Wille und Rechte» aus: «1912 überraschte mich Fränkel mit der Frage, was ich davon dächte, wenn Spitteler den Nobelpreis erhielte. Ich war von der Frage nicht wenig überrascht, fand aber, diese Ehrung wäre mehr als nur am Platze und des Schweisses eines Edlen wert. Fränkel erklärte, er werde es versuchen. Er tat's. Von 1912 bis 1918 hat Fränkel keine Mühe gescheut, keinen Schritt unterlassen [...], bis es ihm schliesslich gelang, den Nobelpreisträger Romain Rolland für sich zu gewinnen und dann endlich, nach sechsjährigen Bemühungen und unzähligen Briefwechseln, deren Eingänge und Durchschläge, samt den dazu gehörigen Postquittungen, die bei Fränkel aufliegen und an sich ein dickes Aktenbündel bilden, Carl Spitteler mit dem ihm gebührenden Preis gekrönt wurde.»

Es versteht sich von selbst, dass Spitteler im freundschaftlichen Gespräch – aber unvorsichtigerweise nicht testamentarisch hieb- und stichfest – Fränkel mandatiert hat, nach seinem Tod die Biografie und die massgebliche Ausgabe seiner Werke zu besorgen. Warum es heute eine Spitteler-Biografie von Werner Stauffacher (1973) und eine zehnbändige Spitteler-Werkausgabe von Gottfried Bohnenblust, Wilhelm Altweg und Robert Faesi (1945-1958) gibt, ist eine Geschichte, die sich lesen würde wie ein Krimi mit dem Titel: «Bundesrat Eppers Anti-Fränkel-Komplotz».

### Fränkel als Lehrer und Freund

Neben Antisemitismus und Chauvinismus erschwert eine Behinderung Jonas Fränkels berufliches Fortkommen: Seit seinem fünfzehnten Lebensjahr ist er stark hörbehindert und kann sich in späteren Jahren nur dank eines Hörapparats mündlich verständigen. «Er war voll Misstrauen. Weil er gehörlos war», schreibt der Schriftsteller Rudolf Jakob Humm in seinem Nachruf. Dass Fränkel bei Angriffen wegen dieses Misstrauens verschiedentlich schroffer reagiert hat als nötig, hat ihm sicher auch geschadet. Trotz der Behinderung muss Fränkel ein inspirierender Lehrer gewesen sein. «Wer je als Schüler zu Füssen von Jonas Fränkel gesessen hat, vergisst

diesen Lehrer nicht», so die NZZ am 15. Juni 1965 in ihrem Nachruf: «Der Student war bei ihm strengstem Zugriff ausgesetzt, durch den in des Schülers Geist die eigenen Kräfte aufgedeckt und angespannt, doch auch die Grenzen des eigenen Vermögens ausgesteckt wurden. Seine Vorlesungen erfolgten in ausgefeilter Sprache, es war ihm eine Gabe des Ausdrucks verliehen, der stets auf die genaueste Benennung zielte, zugleich aber vom Willen zur künstlerischen Formung bestimmt war. Dazu war seine Rede auch im Unterricht gespickt von jener Lust zur Auseinandersetzung, die, ohne je das Ziel der Vermittlung gründlichster Kenntnisse aus den Augen zu verlieren, des Fechtens und des Treffens nicht müde wurde.»

Auf eine weitere hervorragende Eigenschaft seines Vaters weist Salomo Fränkel hin. In einem Brief habe dieser einmal ein sehr treffendes Kompliment erhalten: «Sie sind ein Virtuose der Freundschaft.» Wegen der Distanzen des weit gespannten freundschaftlichen Netzes und der Unmöglichkeit, per Telefon angenehm zu kommunizieren, spielte für Jonas Fränkel auch im freundschaftlichen Verkehr zeitlebens die schriftliche Mitteilung eine grosse Rolle. Allein in den Nachlässen von Spitteler, Loosli und Humm liegen insgesamt um die dreitausend Karten und Briefe von Jonas Fränkel.

#### VORWORT

Die folgenden Blätter, hervorgegangen aus einem Zyklus öffentlicher Vorträge, die im Jahre 1936 in Bern gehalten wurden, stehen mit der wissenschaftlichen Arbeit ihres Verfassers am Werke Gottfried Kellers nur insofern in Verbindung als sie sich auf jener Arbeit gründen. Sie sind jedoch nicht wissenschaftlichem Drange entsprungen, vielmehr dem Bedürfnis nach Klärung eines Verhältnisses, das dem Deutschschweizer neben dem zu seinem Vaterlande das lebenswichtigste ist.

Sie wenden sich an Deutschschweizer, aber auch an jene Deutschen, die nicht gewillt sind, dem Erbe einer ruhmreichen Vergangenheit im Geiste abzuschwören, und denen die Kluft, welche diese letzten Jahre zwischen dem Reiche und der gesitteten Menschheit aufgerissen, eine immerwährende blutende Wunde ist. Daß aber für die gesittete Menschheit, soweit sie in deutscher Sprache denkt, liest und schreibt, Gottfried Keller sehr wohl als Repräsentant und Sprecher angerufen werden kann, ist allerdings die Überzeugung des Verfassers.

Im September 1938

J. Fr.

Vorwort von Jonas Fränkel zu *Gottfried Kellers politische Sendung*

# Ein Baumeister und ein angehender Kunstmaler zu Besuch beim Dichter C. A. Loosli

Von Gian Fontana, Breganzona

Mein Grossvater war Battista Fontana, der von 1875 bis 1952 lebte. Mein Vater Costante übernahm von ihm in Bümpliz das Baugeschäft. Geboren wurde mein Vater 1904 in Bruzella im Tessin, kam aber als Vierjähriger nach Bümpliz, wo er die Primar- und die Sekundarschule besuchte. Am Technikum in Fribourg studierte er Architektur und arbeitete in den dreissiger Jahren kurze Zeit in Mailand. Dort lernte er die grosse Oper kennen. Er heiratete eine Bonoli aus Breganzona im Tessin. Ab 1962 lebte er in Breganzona, kam aber wegen dem Baugeschäft und um alte Bekannte zu besuchen öfters nach Bern-Bümpliz.



Mein Vater Costante lebte von 1904 bis 1986. In seiner Bümplizer Zeit war er Mitglied eines kulturellen Vereins, der alle zwei Jahre Ausstellungen organisierte. Bei der ersten derartigen Ausstellung war auch C. A. Loosli mit seinen Büchern vertreten. Ich habe Jahrgang 1940, ich kam in Bümpliz zur Welt. Meine Besuche beim Dichter C. A. Loosli fanden in den Jahren 1956 bis 1959 statt – vermittelt durch meinen Vater, der Loosli ja schon jahrelang kannte. Auch er hatte viele Gespräche mit ihm

führen dürfen, und von ihm erfuhr ich so einiges über den Dichter. Zum Beispiel, dass Loosli seinerzeit für seinen Freund Hodler am Technikum Fribourg eine Lehrstelle erwirkt hatte. Bei meinen Besuchen, die ich ohne Begleitung meines Vaters machen durfte, kam ich immer die Haustreppe in den ersten Stock hoch, wo Loosli seine Schreibstube und seine Gemächer hatte. An der oberen Treppenwand hing ein farbiger Druck des *Tell* von Hodler. In seiner Schreibstube hingen Bilder von Giovanni Giacometti und Eduard Boss sowie Zeichnungen von anderen bekannten Schweizer Malern. Die Wände waren voll mit Bildern, die er von den Künstlern als Zeichen der Wertschätzung erhalten hatte. Loosli hatte sich als Sekretär der Gesellschaft Schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten für die Belange der Kunstschaffenden eingesetzt. Bei meinen Besuchen ahnte ich, dass die Kunst in meinem Leben eine gewisse Rolle spielen würde. Ich war ja noch ganz jung. Aber erst im Nachhinein wird mir bewusst, wie Loosli mein Schaffen wirklich beeinflusst hat. Besonders auf dem Gebiet der Kunst ist frühe Auseinandersetzung mit der Materie sehr wichtig. Eine Rolle spielte dabei die Lektüre von Kunstbüchern – mein Vater hatte einige Bücher von Loosli bekommen, und ich vertiefte mich in die Biografien von Malern wie Emile Cardinaux und Ferdinand Hodler. Mit der Familie zusammen besuchte ich Ausstellungen. Mein Interesse war geweckt.

Als ich einmal von Modigliani sprach, meinte Loosli, wir hätten in Genf mit Maurice Barraud einen ebenbürtigen Maler. Loosli lobte auch den Xylographen Emil Zbinden, der einige seiner Bücher vortrefflich illustriert hatte. Unter den schweizerischen Dichtern hob er vor allem Carl Spitteler mit dessen *Olympischen Frühling* hervor. Bei meinen Besuchen zeigte ich Loosli meine ersten farbigen Skizzen. Er nahm sich Zeit und schaute sich die noch etwas unbeholfenen Arbeiten gründlich an. Hierbei war er wohlwollend und nicht allzu kritisch, was mir damals in meinen jungen Jahren wohl tat. Öfters lächelte er verschmitzt. Er war ein Nonkonformist. In seinem Schreibzimmer hatte er kein Radio. Ich erinnere mich, dass er sich immer in einfachen, gut verständlichen Sätzen ausdrückte. Also ganz im Sinne von Arthur Schopenhauer, der einmal meinte, man müsse komplexe Gedanken mit einfachen Worten wiedergeben. Was ich von Loosli mitbekommen habe war sicher die Ahnung, dass ein Leben ohne Kunst nicht vollständig sein konnte.

Dabei ging es weniger um die endgültigen Resultate als um das Bemühen, mit Kunst dem Leben einen Sinn abzugewinnen. Die Auseinandersetzung erscheint aus einer solchen Perspektive also fast wichtiger als die vollendete Arbeit. Goethe sagt in diesem Zusammenhang: „Der Sinn des Lebens ist nicht machbar, sondern er muss gefunden werden“. Einmal erzählte mir Loosli von den Gedanken seines Freundes Hodler zum Kubismus. Dies war insofern interessant, als diese Kunstrichtung Hodler wirklich fremd war. Hodler habe sinngemäss und wohl etwas scherzhaft gemeint, bei seinem Studium habe er zu Übungszwecken kubistisch skizziert und gemalt. Mir blieb diese Aussage ein wenig rätselhaft. Wie er mir erzählte, war er mit Hodler auch öfters in der Stadt Bern unterwegs. Dabei begegnete er immer wieder Strassenarbeitern, die ihm einst für seine Bilder Modell gestanden hatten. Er grüsste sie

freundlich und gab ihnen als Zeichen der Wertschätzung Geld.

Vergleicht man die Lebenswege der beiden Künstler, so lassen sich gewisse Parallelen feststellen. Hodler wie Loosli hatten eine schwere Jugend und beide mussten hart um ihre künstlerische Anerkennung kämpfen. Gegenüber Loosli kam die Ablehnung durch die bürgerlichen Kreise der Stadt Bern hinzu. Diese Kreise warfen Loosli vor, sich zu stark für soziale Einrichtungen und Veränderungen einzusetzen. Vor allem die Verbesserungen, die er für die Jugendanstalten forderte, schufen ihm Feinde. Dabei war Loosli im Umgang mit Menschen offen und freundlich. Mit dem gläubig gewordenen Kunstmaler Leo Steck verband ihn eine herzliche Freundschaft. Für meinen Vater war der Dichter aus Bümpliz ein väterlicher Freund.

---

## Vor 100 Jahren

---

Der grosse Krieg tobt schon ein Jahr lang und hat schon viele hunderttausend Tote gefordert, die meisten Staaten Europas sind in ihn verwickelt. Die Schweiz droht auseinanderzubrechen. Während die Romandie und das Tessin zur Entente halten, sind die Deutsch-schweizer in ihrer Mehrheit von der Sache Deutschlands überzeugt. Die kriegführenden Staaten versuchen mit allen denkbaren Mitteln die öffentliche Meinung der Schweiz in ihrem Sinne zu beeinflussen.

Wo steht Loosli in dieser Auseinandersetzung, was tut er? Hat die Schweiz überhaupt noch eine Existenzberechtigung? Unser Land stehe auf tönernen Füßen, meint er, unsere Existenz beruhe einzig auf der momentanen Uneinigkeit der grossen Nachbarn. Würden sie sich einigen, hätten sie die Schweiz schon lange aufgeteilt. Doch, die Schweiz hat eine Daseinsberechtigung, inmitten der imperialistischen Mächte, ist Loosli überzeugt. Die Daseinsberechtigung des Kleinstaates beruhe aber auf seinem Ethos und auf dem, was er mit internationaler Mission umschreibt. Verfügt die Schweiz über eine ethische Grundlage und hat sie eine internationale Mission? Voraussetzung dafür sei Einigkeit im Innern; gelingt es diese wieder herzustellen? Mit diesen Fragen beschäftigt er sich, von deren Beantwortung hängt die Zukunft des Landes ab.

Im Frühjahr 1915 veröffentlicht er seine Publikation *Schweizerische Zukunftspflichten*, worin er nach seinen eigenen Worten „Bausteine eines schweizerischen Zukunftsprogramms“ anbietet. Die Publikation in der Nachfolge und Ausweitung der Mahnungen Carl Spittellers vom Dezember des Vor-

jahres findet grosse Beachtung, stösst aber auch auf den entschiedenen Widerstand der deutschfreundlichen Kreise. Eine der dringendsten Aufgaben sieht Loosli in der Vermittlung zwischen deutscher und welscher Schweiz. Als Bilingue bringt er dafür beste Voraussetzungen mit und verfügt er über ausgezeichnete Verbindungen. Er schreibt vermehrt in der welschen Presse und hält Vorträge vor welschem Publikum, *Ce qui nous unit!* am 1. Juli auf Einladung der Association Romande in Bern, *La Suisse de demain* im Dezember in Rolle und an diversen andern Orten in der Romandie. Beide Beiträge werden in der renommierten Genfer *Bibliothèque Universelle* abgedruckt.

Darin führt Loosli seine drei Jahre zuvor mit *Ist die Schweiz regenerationsbedürftig?* aufgenommene Argumentation fort: als Deutschschweizer fühle er sich mit den Romands durch eine 100jährige historische und humanitäre Tradition, durch das Ideal kultureller Solidarität verbunden. Die gemeinsame republikanische Idee müsse erweitert werden. Die Schweiz sei ein Nichts ohne die welsche Schweiz. Der momentan aufgerissene „Graben“ zwischen den Landes-teilen erschrecke ihn nicht – auch betrachtet er ihn als gewissermassen fiktiv – denn das Problem ortet er tiefer, wobei das Übel schon seit mehreren Jahren und auch in der welschen Schweiz wuchere, wenn auch in abgeschwächter Form im Vergleich zur deutschen Schweiz: Desinteresse an den öffentlichen Angelegenheiten und Rückzug ins Private, einengende Parteienwirtschaft und phantasielose „Realpolitik“, materialistisches Denken, Geschäftemacherei („brasseriotique“), die alles erdrückende Mittelmass-

Mentalität und die Auslandhörigkeit in politischen und geistig-kulturellen Belangen als zwei Seiten ein- und derselben Medaille. (Die durch den Bundesrat ausgeübte Politik der ausserordentlichen Vollmachten und deren verhängnisvolle Auswirkungen geraten erst gegen Ende des Kriegs ins Visier seiner Kritik). Es ist die Aufforderung an die compatriotes, mit ihm am Werk der Regeneration der Nation zu arbeiten.

Das Fatale an der Entwicklung nach 1848 sei gewesen, dass man an Stelle solider Institutionen und Traditionen steife Prinzipien gesetzt habe, die man „Demokratie“ genannt habe. Wohl müssten die Gesetze von Prinzipien ausgehen, aber deren Nützlichkeit bestehe in der Adaption an Traditionen und Mentalitäten des Volkes. Anderenfalls werde das Gesetz zum Tyrannen. Die direkte Demokratie müsse auf einer Gesellschaft reifer Menschen aufgebaut sein. Eine in aller Offenheit geführte Verständigung über diese Fragen habe eben nie stattgefunden, Propheten und Propagandisten hätten die Macht an sich gerissen und mit einem System von Protektionismus und Pöstchenhuberei enorme Schäden angerichtet. Loosli redet nirgends vom nach wie vor dominierenden Freisinn, aber seine Stossrichtung ist klar: eine umstürzlerische Clique habe die Masse des Volkes verdrängt, welches sie dazu aufgerufen hatte sich selbst zu regieren. „Majestät Routine“ und „Hoheit Korruption“ beherrsche die Bürger des Landes. Die dringend nötige Regeneration der Schweiz gehe nicht von den Parteien aus.

Diesseits der Saane wird Loosli zu einem der bestgehassten „Freund der Entente“. Für ihn selbst geht es langfristig um das Werk der Versöhnung aller Volksteile, wie er sich gegenüber dem welschen Publikum äussert – die Gegner seien „keine schlechten Schweizer“. Aber da sei ein ganzes System das einstürze, Illusionen einer demokratischen Erziehung, wonach unser Volk sich selbst regiere. Die sonoren Phrasen der Schützenfeste und die patriotischen Reden hätten mit der Realität nichts zu tun! Obwohl von den Berufspolitikern ständig beschworen, sei ein eigentliches nationales Ideal nicht vorhanden. Es gehe darum, dieses erst zu schaffen.

Im Weltkrieg, da Franzosen, Briten, Russen und Deutsche einander zerfleischen, entwirft Loosli die Vision von der Schweiz als einem Embryo der zukünftigen Vereinigten Staaten von Europa. Seit 1848 liege in und mit unserem Land der praktische Beweis vor, wie unterschiedliche Kulturgemeinschaften und Konfessionen friedlich zusammenlebten – abgesehen von kleineren Geschehnissen wie dem Tessiner Putsch von 1892! Die Schweiz nehme jetzt schon mit dem Roten Kreuz und der Internationalen Gefangenenpost internationale Aufgaben wahr und leiste damit gute Dienste im Sinne einer besseren und humanen Zukunft. Der für die

Schweiz einzig gangbare Weg sei klar vorgezeichnet.

Auf diese Weise argumentiert Loosli nach beiden Seiten hin. Wobei die Schwerpunkte in der deutschen Schweiz zum Teil anders gesetzt sind. In zahlreichen Zeitungen greift er mit *Die fremden Lehrer* den reichsdeutschen Kulturimperialismus an. Deutschland schicke keine Divisionen wie gegen Belgien, sondern vorläufig bloss Professoren, die an den schweizerischen Hochschulen ihr zwangsläufig „vereinheitlichendes Kulturideal“ und Wissenschaft als Selbstzweck verbreiteten. „Schweizerisches Denken und Fühlen“ aber beruhe auf dem Ausgleich der unterschiedlichen Kulturgärstoffe und auf gegenseitiger Toleranz.

Hat sich Loosli zum Patrioten gemausert, er, der vor kurzem noch über die sinnentleerte Heldenverehrung und die „patriotische Säuerleber“ sich lustig gemacht hat? Er selbst geht davon aus, man müsse nun lernen national zu denken und zu handeln, „ohne in dummen Chauvinismus“ zu fallen (*Schweizerische Zukunftspflichten*). Und Nationalismus bedeute bei uns nicht Eroberungshunger, er sei zu verstehen als ein „Aufsteigen in der Erziehung der bürgerlichen und republikanischen Tugenden“. Im Zusammenhang wird deutlich: angesichts tödlicher Bedrohung vor allem durch den deutschen Imperialismus mobilisiert Loosli alles, was für das Überleben seines Projekts Schweiz von Belang sein kann, wobei erstaunlicherweise die Militärfrage sekundär zu sein scheint: das Selbstbewusstsein der Schweizer muss gestärkt werden, ihre Minderwertigkeitsgefühle besiegt werden! Industrie und Landwirtschaft sollen weitestgehende Autarkie anstreben, die Ernährung muss aus eigener Kraft sichergestellt werden! Literatur, Theater, Erziehung und Bildung, das Pressewesen, der gesamte Kultursektor muss aufgewertet und unabhängig von ausländischen Einflüssen gestaltet werden!

Ungefähr zeitgleich mit der Konstituierung der Schweizer Fremdenpolizei als eines Instruments der beginnenden Abschottung des Landes, erscheint in zahlreichen Zeitungen Looslis Beitrag *Ursachen der Überfremdung der Schweiz* (nachgewiesen in 12 Blättern der deutschen und 5 Blättern der französischen Schweiz). Er weist darauf hin, dass ein „rassereines Schweizerbürgertum“ nie existiert habe. Die Schweiz bestehe im Wesentlichen aus Abkömmlingen früherer eingebürgerter Ausländer. Durch die Einbürgerungspraxis sei man „mächtig und gross geworden“.

Looslis eigentliche grosse Leistung besteht wohl darin, dass er in gefährlichen Zeiten zum Brückenbauer zwischen der welschen und der deutschen Schweiz geworden ist – und vielleicht auch, dass er seine helvetische Vision trotz widrigster Umstände nie aus den Augen verliert.

*Erwin Marti*

# Gotthelf-Edition: Die Kunst des Tunnelbaus

Von Fredi Lerch, Bern

«Wie transparent ist die Organisation der historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke von Jeremias Gotthelf?» hat die Berner SP-Grossrätin Béatrice Stucki ihre Interpellation überschrieben. Jetzt liegt die Antwort des Regierungsrats vor.

Die Grossrätin Béatrice Stucki (SP) hat getan, was nötig war: Sie hat kritisch nachgefragt. Denn mit dem Riesenprojekt der Gotthelf-Edition an der Universität Bern ist es ein bisschen so wie mit dem Bau eines langen Tunnels: Ist der Berg erst einmal angebohrt, ist die Arbeit entwertet und das Geld verloren, wenn nicht weiterfinanziert wird bis zum Durchstich. Gibt es bei einem solchen Grossprojekt zum Beispiel schon in einer frühen Phase unbeantwortete Fragen zur Finanzierung, tut die Öffentlichkeit gut daran, hinzuschauen.

## Die verschollenen 450'000 Franken

Stucki wollte deshalb in ihrer Interpellation wissen, wer der «ominöse Sponsor» sei (nach dem auch Journal B schon vor bald einem Jahr<sup>5</sup> gefragt hat), um wie viel Geld es gehe und zu welchen Bedingungen es fliessen. Und siehe da: Der Regierungsrat kann vollständig beruhigen: «Zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist dem Regierungsrat kein Sponsor oder Mäzen bekannt.»

Erstaunlich. In einem Mail vom 17. Mai 2014 hat Christoph Pappa, Generalsekretär der Universität Bern und Präsident der Jeremias Gotthelf-Stiftung, Journal B mitgeteilt, es sei dem Gotthelf-Projektteam gelungen, «ein[en] Förderungsbeitrag von 450'000 CHF aus privatwirtschaftlicher Quelle» anzuwerben.

Gleichlautend und präzisierend ein projektinternes Arbeitspapier (ohne Verfasser, undatiert, vermutlich Anfang April 2014) mit dem Titel «Zeitplan HKG – optimiert (avisiertes Projektende incl. digitaler Edition 2032)»: «Da Patricia Zihlmann-Märki und Christian von Zimmermann in der Zwischenzeit Verhandlungen über eine umfassende Sicherung der Edition durch einen privatwirtschaftlichen Mittelgeber geführt haben, der auch bereits einen ersten Förderungsbeitrag von 450'000 CHF gesprochen hat, haben wir...» etc. In den gleichen Wochen wird Zihlmann-Märki – und zwar, wie damals projektintern informiert wird, weil sie als Türöffnerin zum anonymen Sponsor fungiere – zur Stellvertreterin des neuen Projektleiters von Zimmermann ernannt.

<sup>5</sup> <http://www.journal-b.ch/de/082013/alltag/1592/Gotthelf-Edition-Wer-ist-der-neue-Sponsor.htm>

Zudem gibt es den Brief vom 28. April 2014, in dem der Rektor der Universität Bern, Martin Täuber, zuhanden des Projektteams einleitend schreibt, er spreche vor dem Hintergrund, «dass für die Jeremias-Gotthelf-Ausgabe zusätzliche Mittel in beträchtlichem Umfang in Aussicht gestellt worden sind»: «Die Universitätsleitung ist hochofrend und dankbar über die in Aussicht gestellte Generosität.» Und schliesslich sprach Projektleiter Christian von Zimmermann zwei Monate später, am 30. Juni 2014, gegenüber der «Berner Zeitung» über die «laufenden Verhandlungen» mit dem Sponsor, bei denen nicht die Rede davon sein könne, dass «Einfluss auf die Forschung genommen» werde.

Insgesamt darf aus dieser Quellenlage geschlossen werden: Es gab einen anonymen Sponsor, der spätestens Anfang April 2014 den Betrag von 450'000 Franken gesprochen hat und mit dem mindestens bis Ende Juni 2014 verhandelt worden ist. Wegen der 450'000 Franken hat Journal B nun bei Generalsekretär Pappa nachgefragt: «Ist dieser Beitrag ausbezahlt worden? Wenn nein: Warum nicht? Wenn ja: Dürfen Sie heute sagen, von wem?» (Mail, 20.4.2015). Pappas Antwort: «Wenn es im Zusammenhang mit dem Gotthelf-Projekt Dinge gibt, über welche die Universität zu informieren hat, wird sie dies auf jeden Fall tun. Im Moment ist dies nicht der Fall.» (Mail, 27.4.2015)

## Es fehlen 8 bis 16 Millionen Franken

Da der Regierungsrat schreibt, dass ihm «zum gegenwärtigen Zeitpunkt» kein Sponsor oder Mäzen bekannt sei, müssen die Verhandlungen mit dieser Person nach Ende Juni 2014 gescheitert sein. Denn die Universität informiert sehr wohl, wenn ein grösseres Sponsoring zustande kommt – so etwa im letzten Herbst, als sie über eine massgeblich vom Krankenversicherer Helsana mitfinanzierte Palliativ Care-Professur informierte.

Aber weshalb scheiterten die Verhandlungen mit dem Sponsor der Gotthelfedition? Offenbar sind ja 450'000 Franken gesprochen worden: Warum darf der Regierungsrat von diesem Sponsorengeld nichts wissen (oder nicht darüber sprechen)? Und falls das Geld doch nicht geflossen wäre: Hat es in diesem Fall den Sponsor überhaupt gegeben, auf dessen angeblichen Wunsch oder sanften Druck Zihlmann-Märki zur Projekt-Stellvertreterin gemacht worden sein soll und seither im Zuge der Machtkonsolidierung des Projektleiters von Zimmermann das bewährte Arbeitsteam A faktisch an die Tunnelwand gefahren worden ist?

Heute ist die Situation so, dass die Öffentlichkeit in keiner Weise wissen kann, wie das Riesenprojekt nach den Anschubfinanzierungen von Kanton Bern und Nationalfonds (je 6 Millionen Franken) eigentlich berappt werden soll. Die BZ hat am 30. Juni 2014 spekuliert, dass bis Projektende noch 8 bis 16 Millionen Franken fehlen – man darf beifügen: eher mehr als weniger, denn unterdessen fährt man mit Print- und Online-Edition doppelgleisig.

Wenn die Universität Bern heute der Meinung ist, es gebe nichts zu informieren, dann soll der Öffentlichkeit offenbar gefälligst egal sein, ob auf der auch mit kantonalem Geld eröffneten Grossbaustelle Gotthelf-Edition je mehr als ein Torso stehen wird. Gut möglich, dass sich die Zuständigen gotthelfisch bauernschlau denken: Ist der Tunnel erst einmal angebohrt, muss am Ende ja irgendjemand weiterzahlen, soll das bereits investierte Geld nicht verloren sein.

Was den aktuellen Stand der Gotthelf-Edition betrifft, gibt es immerhin eine gute Nachricht: Nachdem seit 2004 von den angekündigten «mindestens 67» Bänden deren zehn vorgelegen hatten und 2014 keiner veröffentlicht wurde, erschien nun im Februar 2015 der Band mit den Predigten 1827-1830 ([Hrsg.: Roland Reichen, Olms-Verlag, 228 Euro). Das sind die Predigten aus jener Zeit, in der Albert Bitzios als Vikar zuerst in Herzogenbuchsee und danach – seit 1829 – an der Heiliggeistkirche in Bern wirkte. – Beim Olms-Verlag für 2015 zudem angekündigt sind der erste Band des Romans «Leiden und Freuden eines Schulmeisters», die Textbände «Predigten 1831-1840» und «Pädagogische Publizistik» sowie der Kommentarband zum bereits erschienenen Roman «Jacobs, des Handwerksgelesen, Wanderungen durch die Schweiz».

### Gotthelf zur Interpellation Stucki

Was die desinteressierte Substanzlosigkeit der von der Erziehungsdirektion verantworteten regierungsrätlichen Antwort auf die Interpellation Béatrice Stuckis zur Gotthelf-Edition anbelangt, halten wir es mit Pfarrer Bitzios in Lützelflüh. In einem anderen Handel hat er am 1. Februar 1838 im «Berner Volksfreund» feststellen müssen: «Nicht ausgemacht ist: welche Gefühle das Erziehungs-Departement gegen seine Hochschule hegt. Uns scheint, nicht die besten.» (Jeremias Gotthelf: Politische Publizistik. HKG Abt. F-1-1, Hildesheim / Zürich / New York [Georg Olms Verlag] 2012, S. 80)

**Fredi Lerch.** Geboren 1954. Journalist, Redaktor und Publizist in Bern. Mitherausgeber der Werke von C. A. Loosli. Mehr unter [www.fredi-lerch.ch](http://www.fredi-lerch.ch) und [www.journal-b.ch](http://www.journal-b.ch).

## E Standreed

Es chönnt's no mänge ordli wyter bringe,  
Gschickt wär er gnue, u's tuet im doch nüt glinge;  
Er blybt sys Läbe lang en arme Ma,  
U het er Gfel, su man er's nid ebha!

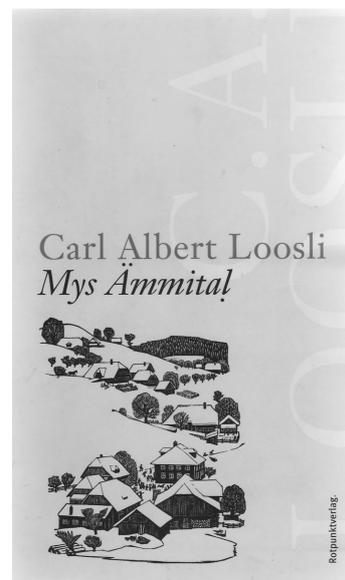
Er schafft nume für sy Wüsseschaft!  
Es isch im glych, we schon sy Chuchischaft  
Gäng läären isch! Nie chunt er us de Nöt  
U blybt en arme Schlufi, bis's ne töt!

U diese het syr Läbtig Angst u Sorge  
U wärchet doch gäng, tuet sich kenisch borge!  
Am Änd, so meint er, chöm er doch i d Gunst,  
Für ihn git's numen eis – das isch sy Chunst!

U du, du bisch der Leids vo allne zäme,  
bisch numen Dichter worde! Söttsch di schäme!  
Für öppis rächts z erwärche hesch nie gschwitzt  
Dir sälber nüt, u süsch kem Möntsche gnützt!

Däwäg het mer verwiche Zägge gläse  
Der Grossrat Tschauipi, wo sys Purewäse  
Vom Alte gerbt het, u du no viel meh  
Erwybet het! – Dä darf sich sälft la gseh!

I ha du gsinnet: – Du chasch mira prichte!  
's isch wahr, i bi nid rych, cha nume dichte!  
Wett doch nid mit der tuusche! – Wär nid wohl  
Mit dyr Ybildig u dym Gring voll Strou!



### Carl Albert Loosli: Mys Ämmital

Gedichte. Holzschnitte von Emil Zbinden. Mit CD-Hörbuch: Ausgewählte Gedichte, gelesen von C.A. Loosli und Paul Niederhauser. Musik von Albin Brun, Patricia Draeger, Marc Unternährer. Rotpunktverlag, Zürich 2008.

# Loosli würde seine Feder zur Hand nehmen ...

## Zum Stand der Wiedergutmachungsinitiative

Noch immer leben Tausende ehemalige Verdingkinder unter uns. Viele von ihnen haben in ihren Kinder- und Jugendjahren Schreckliches erlebt. Sie wurden als Kinderarbeiter ausgebeutet, misshandelt und missbraucht. Auch viele Heimkinder oder administrativ Verwahrte berichten vom grossen Leid, das Ihnen in der Zeit der fürsorgerischen Zwangsmassnahmen widerfahren ist.

Politik und Gesellschaft haben dieses dunkle Kapitel der Schweizer Geschichte lange ignoriert oder verschwiegen – zu lange: doch nun gibt erstmals Hoffnung für die betagten Überlebenden.

Denn die Wiedergutmachungsinitiative, die in Rekordzeit über 100 000 Unterschriften zusammenbrachte, hat beim Bundesrat zu einem Umdenken geführt. Mit einem Gegenvorschlag will er die der fürsorgerischer Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen jetzt endlich umfassend aufarbeiten. Zudem sollen die Opfer als Anerkennung für das erlittene Leid einen Solidaritätsbeitrag erhalten. Endlich trägt der Kampf der Betroffenen Früchte. Jetzt muss sich das Parlament mit der Vorlage befassen.

In den letzten Monaten und Wochen war ich oftmals in der Wandelhalle unterwegs. Dabei habe ich viele Politiker getroffen, die zuhörten, die nachdachten

und am Schluss sagten: Wir müssen diesen Opfern endlich Gerechtigkeit widerfahren lassen. Einige wenige aber zeigten sich gleichgültig, beriefen sich auf die Verjährung, als ob sich die Opfer gegen ihre Peiniger und bei den Behörden je hätten zur Wehr setzen können. Oder sie sagten, dass damals andere Sitten geherrscht hätten, dass man das Verding- und Anstaltswesen nicht aus heutiger Optik betrachten dürfe. Wie falsch sie liegen: Unrecht schon immer unrecht war. Wer hinschauen wollte, der erkannte schon im letzten Jahrhundert den Missbrauch, dem die Opfer ausgesetzt waren. Carl Albert Loosli beispielsweise schrieb schon früh und immer wieder gegen das unmenschliche Anstaltswesen an.

Würde Loosli heute noch leben – er würde wieder ganz genau hinsehen und seine spitze Feder zur Hand nehmen. Jetzt, wo alle Fakten und politische Lösungsvorschläge auf dem Tisch liegen, muss das Parlament nämlich Farbe bekennen. Jetzt müssen die Nationalrätinnen und Ständeräte entscheiden, was ihnen die Aufarbeitung wert ist.

Es ist an ihnen zu entscheiden, ob wenigsten die letzten Überlebenden noch zu Lebzeiten eine Wiedergutmachung erleben sollen.

*Guido Fluri*

(Initiator der Wiedergutmachungsinitiative)

---

## Der diesjährige nationale Gedenktag für die Heim- und Verdingkinder

fand am Samstag 6. Juni in **Mümliswil SO**, beim ehemaligen Kinderheim statt. Zentrales Thema war Carl Albert Loosli. In einem feierlichen Akt überreichten wir der Guido-Fluri-Stiftung eine von Pedro Meylan geschaffene Büste C. A. Looslis, genau genommen einen Abguss der Urfassung von 1918. Das Kunstwerk hat eine bewegte Geschichte hinter sich. Nach Looslis Tod war es jahrzehntelang im Besitze von dessen Freund Fritz Gfeller, der es seinem Sohn Andreas vererbte; in jüngster Zeit bewahrten Marianne Hutmacher und Armin Leuenberger es davor vernichtet zu werden. Über Walter Zwahlen kam die Büste zu uns, der Loosli-Gesellschaft. Markus Schürpf verdanken wir ihre technische Bearbeitung, so dass sie nach dem Anlass im

Hause in Mümliswil aufgestellt werden konnte und dort ihren Platz gefunden hat.

Das an die Übergabe anschliessende Festprogramm sah folgendermassen aus: Werner Aeschbacher bestritt mit seinen Langnauer- und Schwyzerörgeli virtuos den musikalischen Teil, Paul Niederhauser interpretierte in seiner gewohnt meisterhaften Art Gedichte Looslis, und Walter Däpp unterhielt das aufmerksam zuhörende Publikum mit seinen amüsanten Reflexionen auf Looslis Gedankenwelt. Es herrschte gute Stimmung und im Festzelt hielten sich dauernd gegen hundert Personen auf. Zu danken ist der Guido-Fluri-Stiftung, welche dem Anlass den Rahmen gegeben und zum Gelingen des Tages alles Erforderliche beigetragen hat.

*Erwin Marti*

## C. A. Loosli zum Thema Flüchtlinge

---

### Die Nemesis der Emigranten (1941)<sup>6</sup>

Es waltet ein entschieden noch zu wenig ergründetes ethisch-biologisches Gesetz über der Zwangsmigration. Diese besteht darin, ganze große Bevölkerungsteile aus ihrer Heimat gewaltsam zu vertreiben und sie, geächtet, dem Elend in der ureigentlichen Bedeutung dieses Wortes («ohne Land») preiszugeben.

Das Gesetz aber läßt sich ungefähr wie folgt zusammenfassen: Jedes Volk oder Land, das sich der Austreibung wesentlicher Bevölkerungsschichten oder -teile schuldig macht, begeht dadurch eine sich früher oder später bitter rächende, wenn nicht selbstmörderische, so doch eine Tat, die unfehlbar zu seinem Dauerschaden gereicht, von dem es sich, wenn überhaupt, erst im Laufe langer Jahrhunderte zu erholen vermag. Umgekehrt werden die Länder und Völker, die die Emigranten gastfreundlich, duldsam und verständnisvoll aufnehmen, die ihnen Heimatrecht in ihrem Schosse gewähren, um genau soviel gefördert und bereichert, als ihre sie austreibenden Länder vermindert und geschädigt werden.

Die Richtigkeit, die Unwandelbarkeit und Unabwendbarkeit dieses Gesetzes läßt sich von den urgeschichtlichen Zeiten bis in unsere Tage hinein leicht und überzeugend feststellen.

Um nicht allzu weit zurückzugreifen, mögen zur feststellenden Erhärtung lediglich folgende drei Beispiele aus der neuzeitlichen Geschichte dienen.

Ende des 15. Jahrhunderts, im Augenblick, wo sich das endlich politisch geeinte Spanien zur welt-, namentlich aber meerbeherrschenden Macht erfolgreich emporarbeitete, führte es die Inquisition ein, die dann unmittelbar zur Verfolgung, Vertilgung und Verbannung der Juden, der Maranen und der Ketzer führte. Kaum war diese mit allen Mitteln, die sich eine erbarmungslose Schreckensherrschaft und Gesinnungsschnüffelei mit all ihren verbrecherischen Begleiterscheinungen nur auszudenken vermag, durchgeführt, begann der Stern der spanischen Großmacht zu erbleichen. Und zwar zu Gunsten der Engländer und der Holländer, die den ausgetriebenen Juden und Ketzern weitgehendes Asylrecht

eingerräumt hatten. Das vormals so unendlich mächtige, reiche Spanien verdürftigte – es hat sich bis zur heutigen Stunde nie wieder erholt und ist arm und schwach geblieben. Seine einst unerhörte Seemacht ging an die von ihm abgefallenen Niederlande zunächst, dann an Großbritannien verloren, das sich fortan das stolze Wort Karl V., laut dem in seinem Reiche die Sonne nie untergehe, aneignen durfte.

Im 17. Jahrhundert setzte die Verfolgung der Reformierten in England ein. Freiwillig oder gezwungen wurden große Scharen britischer und irischer Bürger nach Nordamerika als dem noch jungfräulichen Lande der geistigen, der Glaubens- und Gewissensfreiheit verwiesen. Die unmittelbare Folge davon war die englische Revolution, die zunächst in der endgültigen Entthronung der Stuarts und, am Ende des 18. Jahrhunderts, in der Lostrennung der damals wertvollsten Kolonie der Krone Englands und ihrer Gliederung zu den unabhängigen Vereinigten Staaten Nordamerikas ausmündete.

Ein Jahrhundert zuvor hatte Ludwig XIV. von Frankreich das Edikt von Nantes aufgehoben und dadurch mehrere Hunderttausend seiner hugenottischen Untertanen zur Emigration nach Deutschland, der Schweiz, den Niederlanden und England genötigt. Worauf Frankreich verarmte, verlotterte, sowohl politisch als wirtschaftlich. Das Ende war die große Revolution an der Neige des 18. Jahrhunderts, die die Dynastie der Bourbonen hinwegfegte und das Land vermittelst Zersetzung und Erschöpfung mehr als einmal dem unwiderstehlichen Abgrund, von dem es keine Auferstehung mehr gibt, bedrohlich annäherte. Die lachenden, daraus unübersehbare Vorteile ziehenden Erbländer aber waren wiederum diejenigen, die den Hugenotten hochherzig Aufnahme gewährt hatten und deren geistiges wie wirtschaftliches Leben durch sie in einer Weise befruchtet wurde, die sie zum Teil erst eigentlich zur eigenstaatlichen, gedeihlichen Selbstbehauptung befähigte.

Diese drei gerade zur Hand liegenden Beispiele wären aus allen geschichtlich erforschten Zeiten und Ländern sozusagen nach Belieben und leicht zu vermehren.

Wenn wir uns nun nach den Ursachen dieser Erscheinung umsehen, so wird wohl die nachstehend umschriebene nicht nur als die wesentlichste, sondern auch als die weitaus einleuchtendste angesprochen werden müssen:

Die jeweiligen ausgetriebenen Emigranten bilden irgendwie, auf irgendwelche Gebiete, gewöhnlich auf dem geistigen und wirtschaftlichen, eine Elite

---

<sup>6</sup> Verfasst Februar 1941 für die Schweizerische Emigrantenhilfe, wobei unklar ist, ob der Artikel je veröffentlicht wurde. *Nemesis* ist in der griechischen Mythologie die Göttin des gerechten Zorns und die Rachegöttin. Entnommen aus: C. A. Loosli, Werke Bd. 6, Judenhetze, Judentum und Antisemitismus, Zürich (Rotpunktverlag) 2008.

ganz besonders über ihre Zeit und Umwelt hinaus entwickelter Pioniere voller unverbrauchter Kraft, Unternehmungslust, geistiger Regsamkeit und Überlegenheit. Es sind fortschrittlich gesinnte Menschen, die ihrer Zeit vorausgehen, aber deren Wunschziele sich erst im Laufe der Jahrhunderte bis zum Allgemeingut der gesamten gesitteten Welt zu entwickeln bestimmt sind.

Durch die Austreibung solcher Volksteile entblößen sich ihre Verfolger gerade ihrer besten, oft einzigen Zukunftskräfte, die für den Weiterbestand ihrer politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Machtstellung nicht bloß die beste, sondern in der fast ausschließlichen Regel sogar die einzige Gewähr zu bieten vermögen.

Dadurch aber, daß sie anderswo aufgenommen und eingebürgert werden, erwachsen ihren Gastländern vorher ungeahnte Gähr-, Trieb- und Entwicklungskräfte, die sie fördern, bereichern und kräftigen.

Daraus läßt sich mit axiomatischer Bestimmtheit ableiten, jedes Volk oder Land, das sich der Ausweisung wesentlicher Volksbestandteile schuldig macht, verdamme sich zwangsläufig zum Niedergang und zur endlichen Bedeutungs- und Machtlosigkeit auf allen Gebieten, während die Gastländer der Flüchtlinge durch deren Aufnahme und Eingliederung an unvergänglichen Dauerwerten, die vor allem ihrem eigenen Staatsbestand zu Gute kommen und ihn vor Gegenwart und Zukunft bestätigen und erhärten, reicher werden.

Woraus sich ergibt, daß sich nirgends wie gerade gegenüber der Emigrantenfrage das alte, volkstümliche Sprichwort erwahrt: Wohltun trägt Zinse!

## Kurznachrichten

- Mit Genehmigung der Guido-Fluri-Stiftung können wir in der Schweizerischen Gedenkstätte für Heim- und Verdingkinder in MÜMLISWIL (Kanton SO) ein CARL-ALBERT-LOOSLI - ZIMMER einrichten.
- Nach intensiver Zusammenarbeit von Prof. Dr. Hans Ulrich Grunder und Erwin Marti ist eine Lektionensfolge CARL ALBERT LOOSLI IN UNTERRICHT UND LEHRE geschaffen worden. Sie erlaubt es Schülerinnen und Schülern, Studierenden und Erwachsenen, in vielfältigen Arbeits- und Unterrichtsformen sich mit dem Thema zu beschäftigen. Als nächstes muss das Programm aufgeschaltet und einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht werden. Wir informieren auf unserer Homepage [www.carl-albert-loosli.ch](http://www.carl-albert-loosli.ch).
- Unsere Gesellschaft wurde zur Teilnahme am Stadtfest 1000 JAHRE BERN-BÜMPLIZ eingeladen. Das konkrete Programm legen wir bis Anfang nächsten Jahres vor. Das Fest findet im August 2016 statt.

## Literaturempfehlungen

Barbara Traber & Hüsniye Kharaman-Korkmaz:

### **Die rote Hüsniye**

#### ***Mein Leben für Gerechtigkeit***

242 Seiten, ISBN 978-3-03818-09-3, CHF 29.-, Weber Verlag, Gwatt/Thun 2015.

Vor ungefähr zwei Jahren hat Barbara Traber angefangen, Hüsniye Kharaman-Korkmaz Woche für Woche zu besuchen, und diese hat ihr Leben erzählt: Kindheit als alevitische Kurdin in Anatolien, Schulzeit in Erzincan/Türkei, Gefängnisaufenthalt aus politischen Gründen, Hochzeit, Geburt ihres Sohnes, Flucht (mit einem Schlepper) in die Schweiz ...

Die beiden Frauen hatten damals keine Ahnung, wie aktuell das Thema werden würde.

Dominik Riedo:

### **Nur das Leben war dann anders**

#### ***Nekrolog auf meinen pädophilen Vater***

272 Seiten, ISBN 978-3-906276-10-6, CHF 26.-, Offizin Verlag, Zürich 2015.

Es ist nicht alles derart einfach, wie die meisten Medien darstellen: Warum wird man pädophil? Sind das alles Kindlimörder? Und wie wirkt sich diese Neigung eigentlich auf Freundschaften, die Familie und die Sprache aus? Dominik Riedo, Mitglied der Loosli-Gesellschaft, hat ein Buch über seinen vor zwei Jahren verstorbenen, pädophilen Vater verfasst, in dem diese und weitere Aspekte anhand von Aufzeichnungen des Verstorbenen, offiziellen Dokumenten wie Psychiatrischen Gutachten und eigener Erinnerungen nachgezeichnet wird. Von der Geburt 1942 in Tafers bis zum Tod als einsamer, gebrochener Mann.

## **C. A. Loosli Werke**

---

Herausgegeben von Fredi Lerch und Erwin Marti.  
Erschienen im Rotpunktverlag Zürich, 2006–2009.  
Projektleiter: Andreas Simmen. [www.rotpunktverlag.ch](http://www.rotpunktverlag.ch)

**Anstaltsleben. Verdingkinder und Jugendrecht.**  
Bd. 1, 552 Seiten. 2006. ISBN 978-3-85869-330-3

**Administrativjustiz. Strafrecht und Strafvollzug.**  
Bd. 2, 520 Seiten. 2007. ISBN 978-3-85869-331-0

**Die Schattmattbauern. Kriminalliteratur.**  
Bd. 3, 424 Seiten. 2006. ISBN 978-3-85869-332-7

**Gotthelfhandel. Literatur und Literaturpolitik.**  
Bd. 4, 504 Seiten. 2007. ISBN 978-3-85869-333-4

**Bümpliz und die Welt. Demokratie zwischen den Fronten.**

Bd. 5, 568 Seiten. 2009. ISBN 978-3-85869-334-1

**Judenhetze. Judentum und Antisemitismus.**  
Bd. 6, 540 Seiten. 2008. ISBN 978-3-85869-335-8

**Hodlers Welt. Kunst und Kunstpolitik.**  
Bd. 7, 536 Seiten. 2008. ISBN 978-3-85869-336-5

Ebenfalls im *Rotpunktverlag* erschienen:

**Carl Albert Loosli: Mys Ämmital. Gedichte.**  
Einführung von Erwin Marti. Holzschnitte von Emil Zbinden und CD-Hörbuch mit ausgewählten Gedichten, gelesen von C. A. Loosli und Paul Niederhauser.  
302 Seiten. 2008. ISBN 978-3-85869-388-4

**Carl Albert Loosli: Die Schattmattbauern.**  
Taschenbuchausgabe. 380 Seiten. 2011.  
ISBN 978-3-85869-442-3

**Carl Albert Loosli: Die Schattmattbauern.**  
Hörspiel. Audio-CD. Emmentaler Mundart von Paul Niederhauser, Musik von Albin Brun.  
ISBN 978-3-85896-351-8

**Pedro Lenz (Hrsg.): Loosli für die Jackentasche. Geschichten, Gedichte und Satiren.**  
Unter Mitarbeit von Fredi Lerch.  
293 Seiten. 2010. ISBN 978-3-85896-426-3

## **C. A. Loosli Biografie**

---

**Erwin Marti: Carl Albert Loosli. 1877–1959.**  
Erschienen im Chronos-Verlag Zürich.  
[www.chronos-verlag.ch](http://www.chronos-verlag.ch)

**Zwischen Jugendgefängnis und Pariser Bohème 1877–1907.**  
Bd. 1, 396 Seiten. 1996. ISBN 978-3-905312-00-3

**Eulenspiegel in Helvetischen Landen 1904–1914.**  
Bd. 2, 541 Seiten. 1999. ISBN 978-3-905313-21-5

**Im eigenen Land verbannt 1914–1959.**  
Bd. 3.1, 528 Seiten. 2009. ISBN 978-3-0340-0943-0

**Der Menschenrechtskämpfer 1933–1959.**  
Bd. 3.2, erscheint voraussichtlich 2016.

Dariusz Komorowski:

**Ein Intellektueller im Narrenhabit.**  
Carl Albert Looslis politische Publizistik in der schweizerischen Identitätsdebatte um 1900.  
Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg 2014  
244 S., brosch. ISBN 978-3-8260-5504-1

Gregor Spuhler (Hrsg.):

**Anstaltsfeind und Judenfreund**  
Carl Albert Looslis Einsatz für die Würde des Menschen.  
Veröffentlichungen des Archivs für Zeitgeschichte der ETH Zürich, Band 8, 160 Seiten, Chronos-Verlag Zürich, 2013. ISBN 978-3-0340-1129-7

---

## **Carl-Albert-Loosli-Gesellschaft**

---

### **Vorstand**

---

Erwin Marti (Präsident)  
Chrischonastrasse 55, 4058 Basel  
061 691 51 92 / Mail: [ejmarti52@yahoo.de](mailto:ejmarti52@yahoo.de)

Paul Niederhauser  
Gurwolfstrasse 17, 1797 Münchenwiler  
026 670 09 81

Peter Reubi (Kasse)  
Unterdettigenstrasse 41, 3032 Hinterkappelen  
031 901 06 42 / Mail: [p.e.reubi@bluewin.ch](mailto:p.e.reubi@bluewin.ch)

Hansueli Mutti (Sekretariat)  
Waldeckweg 5, 3508 Arni  
Telefon 031 819 28 54 / e-mail: [humutti@gmx.ch](mailto:humutti@gmx.ch)

### **Homepage: [www.carl-albert-loosli.ch](http://www.carl-albert-loosli.ch)**

---

Chuen Gerber  
Suldhaldenstrasse 28, 7303 Aeschi b. Spiez  
Telefon 033 650 95 84 / e-mail: [chuen@bluewin.ch](mailto:chuen@bluewin.ch)

## **Jahresversammlung 2016 der Carl-Albert-Loosli-Gesellschaft**

Mittwoch, 16. März 2016, 18.30 Uhr  
in der Bibliothek Bienzgut, Bern-Bümpliz  
Bernstrasse 77, 3018 Bern-Bümpliz  
(ab HB Bern Tram Nr. 7, Haltestelle Post)

Neue Mitglieder sind jederzeit herzlich willkommen!

Der Vorstand